Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band: 91 (2020)
Heft: 10: Psyche : Belastungen und Ressourcen

Artikel: Die vorbelasteten Kinder und Jugendlichen benachteiligt die Corona-Zeit zusätzlich : die Krise zeigt: Alle Berufe rund um den Kindesschutz sind systemrelevant
Autor: Weiss, Claudia
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1032760

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die vorbelasteten Kinder und Jugendlichen benachteiligt die Corona-Zeit zusätzlich

Die Krise zeigt: Alle Berufe rund um den Kindesschutz sind systemrelevant

Erste Studienergebnisse zeigen, dass vor allem Kinder und Jugendliche aus vorbelasteten Familien während der Corona-Krise zu kurz gekommen sind: Die Familienunterstützung ist ganz oder teilweise ausgefallen. Fachleute fordern dringend ein Umdenken, damit das nicht mehr passiert.

Von Claudia Weiss

Über Corona-Risikogruppen, alte und kranke Menschen und Bewohnerinnen und Bewohner in Institutionen wird regelmässig berichtet. Kinder und Jugendliche sind in der Pandemiezeit bisher zu kurz gekommen: Sie wurden vorwiegend als Ansteckungsgefahr für ihre Grosseltern ins Visier genommen, als Betreuungsaufgabe im Home-Office oder als Schülerinnen oder Lernende, die ihre Leistung im Fernunterricht möglichst reibungslos erbringen sollen.

Wie aber erleben Kinder und Jugendliche die Corona-Krise? Welche Folgen hat der Lockdown für sie? Wie gehen sie mit den Einschränkungen danach um, wie können sie die Eingriffe in ihr Alltagsleben psychisch verarbeiten? Und: Was brauchen sie, um solche Erfahrungen möglichst schadlos zu überstehen?

Fachleute haben sich diese Fragen vorgenommen, erste Studienergebnisse liegen vor. Eine der grössten Studien zum Thema ist die «CoPsy»-Studie (Corona & Psyche), in der insgesamt 1000 elf- bis siebzehnjährige Kinder und Jugendliche aus ganz Deutschland sowie 1500 Eltern online befragt wurden: Sie sollten beantworten, wie die Kinder mit der Krisensituation umgehen, wie es ihnen in den Bereichen Schule, Freunde und Familie geht, und ob sie unter psychischen Problemen wie Ängsten und Depressionen leiden oder psychosomatische Beschwerden zeigen. Eine Nachbefragung nach sechs und zwölf Monaten soll die weitere Entwicklung zeigen. Die ersten Ergebnisse machen deutlich, dass die Folgen einschneidend sind: Über 70 Prozent der befragten Kinder und Jugendlichen fühlen sich durch die Corona-Krise und ihre Folgen seelisch belastet, und das Risiko für psychische Auffälligkeiten stieg während der Krise von 18 auf 31 Prozent. Während des Lockdowns zeigten sich die Befragten insgesamt besorgter, auch Auffälligkeiten wie Hyperaktivität, emotionale oder Verhaltensprobleme hätten sich häufiger gezeigt. Mehr als die Hälfte der Befragten berichten ausserdem von psychosomatischen Beschwerden wie Schlafstörungen oder Kopf- und Bauchschmerzen. Ausserdem geben zwei Drittel der Kinder und Jugendlichen an, Schule und Lernen seien für sie anstrengender als vor Corona, das einsame Arbeiten zu Hause teils extrem belastend. «Das verwundert kaum, da den Kindern und Jugendlichen die gewohnte Tagesstruktur und ihre Freunde fehlen. Beides ist für die psychische Gesundheit sehr wichtig», kommentiert Studienleiterin Ulrike Ravens-Sieberer vom Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf in einer Medienmitteilung.

«Tagesstruktur und Freunde fehlten. Beides ist für die psychische Gesundheit sehr wichtig.»

Für belastete Familien besonders schwierig

Besonders stark betroffen sind gemäss Studie jene Kinder und Jugendliche, deren Eltern einen niedrigen Bildungsabschluss oder einen Migrationshintergrund haben, auch fehlende finanzielle Ressourcen und ein beengter Wohnraum erhöhen das Risiko für psychische Auffälligkeiten. Das an sich erstaunt nicht. «Wir haben mit einer Verschlechterung des psychischen Wohlbefindens in der Krise gerechnet», sagt Ravens-Sieberer. «Dass sie allerdings so deutlich ausfällt, hat auch uns überrascht.»

Kinder in der Corona-Krise: Über sie wurde vor allem als Virenschleudern oder Betreuungsaufgabe geschrieben. Dabei ging oft vergessen, dass diese Zeit auch an ihnen nicht spurlos vorbeigeht und sie dringend Unterstützung brauchen. Foto: Adobe Stock

Weitere Studienergebnisse aus aller Welt zeigen ebenfalls ein beunruhigendes Bild: Eine weltweite Zunahme der Gewalt gegen Kinder um geschätzte 25 bis 30 Prozent, deutlich mehr Gewalt gegen Mädchen und Frauen, in armen Ländern anderthalb Milliarden Kinder, die wegen Corona nicht mehr zur Schule gehen können und dadurch ihre regelmässigen Mahlzeiten nicht mehr erhalten. Und gleichzeitig allerorts Eltern, die von Erschöpfung, Ohnmacht, finanziellen Sorgen und Schuldgefühlen geplagt werden und ebenfalls öfter gewalttätig werden.
Olivier Steiner, Dozent am Institut Kinder- und Jugendhilfe der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW, hat etliche Studien untersucht und kürzlich an einer Online-Fachkonferenz für Fachleute eine Zusammenfassung präsentiert.

Familiäre Konflikte bis hin zu Gewalt

Aus der Schweiz gebe es bisher noch nicht so viele Daten zu Kindern und Jugendlichen und Corona, sagt er. Die wenigen Daten zeigten aber, dass sich die Ergebnisse der Deutschen Copsy-Studie nicht eins zu eins übertragen liessen: «Die Arbeits- und Finanzsituation von Familien ist bei uns insgesamt ein bisschen weniger angespannt.»
Dennoch zeigen sich laut Steiner auch innerhalb der Schweiz signifikante Unterschiede: «Alleinerziehende und sozioökonomisch schlechter gestellte Eltern berichteten deutlich häufiger von Einsamkeit, schwierigen Betreuungssituationen, finanziellen Sorgen und familiären Konflikten bis hin zu Gewalt.» Demgegenüber habe die Mehrheit der Kinder und Jugendlichen aus bildungsnahen und sozioökonomisch besser gestellten Familien den Lockdown relativ gut bewältigt, «einige berichten sogar von einer Stärkung des Familienzusammenhalts». Aber auch Kinder, die zuhause gut unterstützt wurden, haben ausgesagt, dass sie unter Einsamkeit litten: «Digitale Sozialbeziehungen können offensichtlich den persönlichen Kontakt nicht ersetzen.» Erschwert worden sei die Situation für benachteiligte Familien dadurch, dass die Familienunterstützung teilweise oder sogar ganz wegfiel – genau in dieser schwierigen Situation, in der Soziale Arbeit, Familienbegleitung und Offene Kinder- und Jugendarbeit besonders wichtig gewesen wären. «Keine Hausbesuche mehr, die Familienberatungsstellen geschlossen oder nur reduziert geöffnet – hier müssen wir dringend untersuchen, wie das besser gelöst werden kann», sagt Olivier Steiner. «Das heisst, wir müssen die Jugendarbeit dringend stärken.» Das beinhaltet für ihn, dass städtische Räume geöffnet und den Jugendlichen Versammlungsräume zur Verfügung gestellt werden müssen. «Ausserdem müssen wir einen Digitalisierungsschub durchlaufen, sodass die Anlaufstellen zumindest virtuell ansprechbar bleiben und ein sogenanntes blended counselling, also sowohl On- und Offline-Beratung, möglich wird.»

Jugendarbeit stärken heisst: städtische Räume öffnen, Versammlungsräume geben, digitalisieren.

«Drohende soziale Pandemie»

Das fordern auch Fachleute aus der Praxis. Hege Maria Verweyen, Fachärztin für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Oberärztin der Kinder- und Jugendpsychiatrie Baselland, kritisierte in einem Leserbrief in der «Badischen Zeitung» mit klaren Worten: «Runde Tische wurden uns alle abgesagt. In der Schweiz hat die Kinder- und Erwachsenenschutzbehörde Kesb die Telefonzeiten reduziert, Eltern berichten, dass sie telefonisch nicht durchgekommen seien und dass Erstgespräche vor Ort nicht stattfinden.» Verlierer sind jene Kinder, die ohnehin >>

schon unter schwierigen sozialen Bedingungen aufwachsen, und die Schere öffnet sich weiter. Bereits im April warnte eine Gruppe um den Ulmer Kinderpsychiater und Kindesschutzspezialist Jörg Fegert im deutschen Ärzteblatt: «In einer Zeit, in der auf Krisenmodus im Zeichen des Infektionsschutzes umgestellt wird, muss gefragt werden, wo der Kinderschutz bleibt.» Denn wenn dieser wegfalle, drohe nach der Corona-Pandemie auch eine soziale Pandemie. Deshalb lautet Hege Verweyens Leserbrief-Fazit: «Die Kinder und Jugendlichen werden im Zweifelsfall systembedingt die Verlierer sein.» Das dürfe nicht sein, ergänzt sie später telefonisch: «Die Familienunterstützungsangebote müssen dringend auf solche Krisen angepasst werden.»

Angst und Einsamkeit, aber auch verstärkter Zusammenhalt

Um herauszufinden, wie sich die Jugendlichen zur Zeit des Lockdowns gefühlt haben, hat Kinderpsychiaterin Verweyen die Erfahrungen dieser Monate gesammelt und die Aussagen von drei jugendlichen Patientinnen filmisch festgehalten. Im Gespräch berichteten die drei über vielfältige Gefühle wie Angst, Sorgen, Einsamkeit, stark erhöhten Handy-, Netflix- und Zigarettenkonsum – andererseits aber auch über verstärkten Familienzusammenhalt und neue Kreativ- und Sportaktivitäten. Ein ähnlich zwiespältiges Erleben, sagt Hege Verweyen, habe sich bei Familien mit jüngeren Kindern abgespielt: In ihrer Praxis hat sie eine dreifache Mutter mit zwei schulpflichtigen Kindern und einem Baby betreut, die den Lockdown aufgrund der fehlenden Unterstützung psychisch fast nicht überstand, weil ihr ältester, von ADHS betroffener Sohn auch nicht mehr zum Fussballspielen gehen konnte – und weil erst noch die Familienberatung ausgefallen war. Von einer Mutter mit einem zehnjährigen Sohn, ebenfalls mit schwerem ADHS, hörte sie hingegen, dass diese es als «ungemein befreiend» erlebt habe, nicht täglich Beschwerdetelefonate von der Schule zu erhalten und eine unbelastete Zeit mit ihrem Sohn zu erleben.

Was aber macht den Unterschied zwischen maximaler Belastung und einer relativ positiv erlebten Zeit? Verweyen sagt ohne Zögern: «Stress der Eltern überträgt sich direkt auf die Kinder, deshalb spielen aufgeklärte und panikfreie Eltern eine grosse Rolle darin, wie sie ihre Kinder stützen und führen können.»

Umso tragischer seien solche Krisen für belastete Familien und ihre Kinder, aber auch für Kinder in Institutionen. Die Last liege jedoch nicht bei den Eltern allein, sagt die Psychiaterin: «Auch jene Lehrerinnen und Lehrer, die sich sehr persönlich und mit grossem Einsatz um ihre Schulklassen gekümmert haben, haben viel dazu beigetragen, die Kinder in dieser Situation zu stabilisieren und zu unterstützen.»

Eine gute Beziehung vermittelt Sicherheit

Auch Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen nehmen in Krisenzeiten eine besonders wichtige Stellung ein. Das zeigt eine Studie der Kinder- und Jugendpsychiatrie der UPK Basel unter der Leitung von Nils Jenkel, in der 238 Jugendliche aus unterschiedlichen Institutionen in verschiedenen Sprachregionen befragt wurden*: «Insgesamt», so fasste Jenkel an der bereits erwähnten Online-Fachkonferenz zusammen, «hängt es in Institutionen von der Beziehung zu ihren Bezugspersonen ab, ob die Kinder und Jugendlichen die Institution während einer Krise als sicheren Ort empfinden.» Das heisst aber keineswegs, dass sie deshalb unberührt durch die Krise gingen: Den meisten Jugendlichen bereiteten gemäss Umfrage die Abstandsregeln die grösste Mühe (37 Prozent), noch vor den Ausgangsbeschränkungen (34,5 Prozent) und Besuchsverboten (27,7 Prozent). Hinzu kamen meist institutionelle Zusatzregelungen, die sogar über die Hälfte der Jugendlichen als massive Einschränkung empfanden. Zwei Drittel der Jugendlichen vermissten soziale Kontakte ausserhalb der Institution, ein Drittel konkret den Kontakt zur Familie.

Tatsächlich sei für Jugendliche – auch für jene, die bei den Eltern wohnen und nicht vorbelastet sind – die Isolation während des Lockdowns wahrscheinlich oft schwieriger gewesen als für jüngere Kinder, vermutet Katrin Braune-Krickau, da die Jugendlichen zugleich unter der ungewissen Situation punkto Lehrstelle und Zukunft litten und in der Ablösungsphase quasi feststeckten. «Viele Kinder und auch Jugendliche sind aber doch recht anpassungsfähig», sagt die Fachpsychologin am Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienst St. Gallen: «Ich war überrascht darüber, dass manche Familien trotz grosser Belastung während der Krise sogar zum Teil gestärkt wurden.»

Die gegenwärtige Situation sei für viele komplexer: Sorgen, Zukunftsangst, ökonomische Belastung.

Fast schwieriger nach dem Lockdown

Sie beobachtet allerdings auch, dass die Zeit des Lockdowns für viele Familien letztlich einfacher zu bewältigen war als die Zeit danach: «Damals fiel die Hektik durch viele Verpflichtungen weg, die jetzt parallel zu den Einschränkungen wieder aufgenommen werden müssen.» Die gegenwärtige Situation sei für viele komplexer: Ökonomische Belastung, Unsicherheit betreffend Zukunft, Angst vor einer zweiten Welle, teils immer noch fehlende Unterstützung bei der Versorgung der Kinder durch die Grosseltern und gleichzeitig Sorge um diese: «Die längerfristigen Folgen für Kinder und Jugendliche dieser Generation werden sich erst noch zeigen müssen», sagt Braune-Krickau. Sie vermutet, dass die Pandemie viele Kinder und Jugendliche mit guten psychischen Ressourcen vielleicht sogar flexibler macht im Umgang mit Herausforderungen, am ehesten seien Veränderungen im Umgang mit Nähe denkbar.

Auch Olivier Steiner von der FHNW wagt keine Prognose: «Die sozialen Folgen für Jugendliche sind noch unklar, denn sie stehen vor wichtigen Lebensentscheidungen und leiden daher zusätzlich unter den Einschränkungen.» Einig sind sich alle Fachleute darin, dass dringend Konzepte erarbeitet werden müssen, wie die Familien künftig in belasteten Phasen besser unterstützt werden können. Denn nicht nur alte Menschen sind eine vulnerable Gruppe und müssen geschützt werden. Kinderpsychiater Jörg Fegert bringt es in seinem Beitrag im «Aerzteblatt» klar auf den Punkt: «Alle im Kindesschutz tätigen Berufsgruppen sind systemrelevant.» ●

*Zur Studie: www.integras.ch/images/aktuelles/2020/20200902_CorSJH_DE.pdf